

# Kehlmann über „Die Welt von Gestern“ in New York

**Plötzlich sprechen in den USA alle von Stefan Zweigs Buch über Europas verlorene Friedensepoche vor 1914. Was sagt das über die Welt von heute aus?**

New Yorks Intellektuellenmilieu spricht über Stefan Zweig – mittendrin als aufmerksamer Zuhörer Daniel Kehlmann, der derzeit an der New York University lehrt. – Andreas Schott/Getty Images  
7 Kommentare

**Von Daniel Kehlmann**

24.03.2019 um 14:45

Jeder kennt es, das Phänomen der gehäuften Zufälle. Man hört von einem Ereignis, einem Buch, einem Kunstwerk, das einem seit Jahren nicht untergekommen ist, und unversehens hört man am nächsten Tag wieder davon, und wieder am Tag darauf, und in der nächsten Woche von Neuem. Wann immer das passiert, kommt es einem vor, als führte das Schicksal einen kleinen Zaubertrick vor.

Ich lebe zur Zeit in New York. Sogar den belesensten Amerikanern ist europäische Literatur normalerweise nicht sehr präsent, und so war ich aufrichtig überrascht, als mich vor etwa zwei Monaten ein Soziologe auf einer Party nach Stefan Zweig fragte. Es war ein ruhiger und besonnener Mann; aber als er von „Die Welt von Gestern“ sprach, wurde er aufgeregt. Das Buch sei ihm durch Zufall in die Hände gefallen, rief er, und er habe kaum glauben können, wie zeitgemäß es sei, wie bewegend. Ob ich es gelesen habe?

„Ja, habe ich. Bei uns wird das sehr viel gelesen.“

„Was für ein Buch!“, rief er. Was für eine kraftvolle Melancholie, und wie irritierend Zweigs Schilderung dieser langen, ruhigen Friedensepoche, die 1914 einfach so zu Ende gegangen sei, beziehungsweise eben nicht einfach so, sondern unter wilder Zustimmung fast der ganzen Bevölkerung, und ohne dass die politische Klasse etwas gegen die heraufziehende Katastrophe unternommen hätte! Eigentlich, sagte er, müsste man das zur Pflichtlektüre machen.

Ich murmelte Zustimmung und dachte nicht weiter darüber nach – bis ich wenige Tage später mit einem Taxifahrer aus Bangladesch ins Gespräch kam. Er hatte Literatur studiert, und als er mich fragte, wo ich herkam, und ich antwortete, aufgewachsen sei ich in Wien, sagte er, dort sei er nie

gewesen, aber er kenne die Stadt durch ein Buch, das er erst vor Kurzem gelesen habe. Ein Buch über die Welt vor dem Ersten Weltkrieg von . . .? Er durchsuchte sein Gedächtnis.

„Zweig?“

„Ja!“, rief er. „Stefan Zweig!“

Ich fragte ihn, wieso er ausgerechnet Zweigs Autobiografie gelesen habe.

Er konnte es nicht beantworten. Das Buch sei ihm in die Hände gefallen, irgendein Zufall, wahrscheinlich habe es ein Fahrgast empfohlen, er wisse es nicht mehr genau, aber es habe ihn unerhört beeindruckt, und jetzt empfehle er es selbst überall.

Jetzt war ich vorbereitet. Als ich in der Woche darauf mit einem britischen Dramatiker sprach, der aus London gekommen war, ein Stück über „Regime Change“ schreiben wollte und mich nach Leseempfehlungen fragte, hatte ich einen Vorschlag.

„Die Welt von Gestern“ kenne er natürlich, sagte der Dramatiker. Das habe er bei seinen Recherchen als Erstes gelesen. Es habe ihn sehr erschüttert. Zweigs Vermächtnis, eine Botschaft an künftige Generationen, also eigentlich an uns, geschrieben im Augenblick der größten Dunkelheit.

Nur zehn Tage später sprach ich auf einer anderen Party mit einem Komponisten, und auf einmal, ohne dass ich es hatte kommen sehen, sagte er: „Du bist doch aus Wien, oder?“

„Ich bin da aufgewachsen.“

„Dann kennst du wahrscheinlich das Buch, das ich gerade gelesen habe. Ein seltsames Buch. Es ist ganz unglaublich! Eigentlich müsste es jetzt jeder lesen.“

„Lass mich raten“, sagte ich.

„Zweig!“ sagte er. „Die Welt von Gestern!“

„Im Augenblick“, sagte ich, „kommt es mir vor, als ob es tatsächlich jeder liest. Wie kamst du darauf?“

„Ich weiß nicht“, sagte es. „Irgendjemand hat es mir empfohlen.“

Auf dem Heimweg betrat ich die abendlich leere Barnes-and-Noble- Buchhandlung auf der Nordseite des Union Square und ließ mich von der Rolltreppe in den dritten Stock zu den Taschenbüchern tragen. Unter Z wie Zweig gab es nicht zwei, nicht drei, sondern vier Ausgaben von „The World of Yesterday“. Kein renommierter Großverlag hatte es herausgebracht, es war ein Taschenbuch der University of Nebraska Press, man konnte also davon ausgehen, dass keine PR-Offensive, keine massiv beworbene Neuübersetzung hinter dem Phänomen stand.

Seither haben mich tatsächlich noch drei Leute auf Zweigs Autobiografie angesprochen. Einerseits ist es großartig, dass Bücher ganz von selbst wieder aus dem Untergrund emporsteigen, dass die viel beschworene Mundpropaganda allein so etwas bewirken kann. Weniger erfreulich ist allerdings der Grund, dass so etwas genau jetzt mit genau diesem Buch passiert. Als Donald Trump im November 2016 die Präsidentenwahlen gewann, gab es plötzlich fast jeden Tag Zeitungskommentare, die sich auf das Jahr 1933 bezogen. War nicht auch Hitler zunächst als Witzfigur verspottet worden, war nicht auch er auf demokratische Weise an die Macht gekommen, und war dann nicht die Zerstörung demokratischer Strukturen mit unvergleichlicher Effektivität vorangeschritten?

Jetzt aber, zwei Jahre nach Trumps Wahlsieg, sehen wir, dass sich viele Befürchtungen bestätigt haben – Trump ist tatsächlich noch dümmer, noch böartiger, noch unfähiger in seinem Amt als selbst viele seiner Gegner erwartet haben –, aber manche Befürchtungen eben auch nicht. Trump würde wohl gern die Demokratie abschaffen, aber Amerikas Gerichte widerstehen ihm, und die demokratische Opposition ist stark.

Wenn wir in die Geschichte zurückblicken, so scheint auf einmal nicht 1933, sondern 1914 relevant: das Ende einer langen Periode des Friedens und des allgemeinen Wohlstandes, nicht durch die Kraftanstrengung eines einzelnen Diktators, sondern durch allgemeine Ermüdung und Fahrlässigkeit. Weil viele offenbar genau das empfinden, lesen sie Stefan Zweig. Sein Buch erzählt von dem, was mit dem Ausbruch des Weltkriegs unwiderruflich verloren ging – und der Umstand, dass auf einmal die unterschiedlichsten Menschen in Trumps Amerika und im vom Brexit geprägten England es entdecken, erzählt viel über unsere Zeit, unsere Ängste, unser Gefühl, dass womöglich gerade etwas unwiederbringlich zu Ende geht.

## **GASTAUTOR**

**Daniel Kehlmann**, geboren 1975 in München, aufgewachsen in Wien als Sohn des Regisseurs Michael Kehlmann und der Schauspielerin Dagmar Mettler. Schon der Großvater, der Schriftsteller Eduard Kehlmann, lebte in Wien. Studium der Germanistik und Philosophie, derzeit Gastprofessor an der New York University. Vermessung der Welt. Nach dem Roman „Ich und Kaminski“, seinem ersten großen Erfolg, gelang Kehlmann

2005 mit „Die Vermessung der Welt“ ein Weltbestseller, der sich bisher mehr als zwei Millionen Mal verkauft hat. Das Buch verschränkt die Biografien der beiden Forscher Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauß. 2017 erschien „Tyll“, die fiktive Lebensgeschichte Till Eulenspiegels inmitten der Wirren des Dreißigjährigen Kriegs. Daniel Kehlmann ist unter anderem Träger des Kleist-Preises, des Thomas-Mann-Preises, des Nestroy-Preises und des Friedrich-Hölderlin-Preises.

("Die Presse", Print-Ausgabe, 24.03.2019)